



Interprofessionelles Peercoaching

Lernen auf Augenhöhe

In einem Kurs trainieren Studierende der Medizin und Pflege sowie angehende Hebammen gegenseitig die Blutentnahme. Das ist nicht nur eine Mutprobe, sondern auch ein interprofessionelles Abenteuer.

Text: Monika Bachmann / **Fotos:** Béatrice Devènes, zVg



Interprofessionelles Training am lebenden Modell: (v.l.n.r.) Rafael Engel (Tutor, Pflegestudierender BZP), Severin Fankhauser (Medizinstudent Uni Bern) und David Wälti (Pflegestudierender BFH) am Venenpunktions-Kurs.

Severin Fankhauser reicht dem Patienten die Hand: «Guten Tag Herr Wälti», sagt der angehende Arzt zum jungen Mann, der im Krankenbett liegt. «Ich werde Ihnen jetzt eine Infusion anlegen.» David Wälti nickt. Die beiden Männer schauen sich kurz an – und grinsen ein wenig. Das hat einen Grund: Severin Fankhauser trägt zwar einen weissen Kittel, doch er ist nicht Arzt, sondern Medizinstudent

im ersten Semester. Auch Patient David Wälti ist in Wirklichkeit ein Lernender. Er absolviert die Ausbildung zum diplomierten Pflegefachmann FH am Fachbereich Gesundheit der Berner Fachhochschule (BFH). Die beiden Studierenden nehmen an diesem Abend zusammen mit 34 weiteren Studierenden an einem Kurs teil, der theoretisches und praktisches Wissen zur Blutentnahme und zu peripheren Verweilkanülen vermittelt.

Die Lektion ist Teil des Projekts «interprofessionelles Peercoaching», das auf Initiative der Universität Bern, des Berner Bildungszentrums Pflege (BZ Pflege) und der BFH durchgeführt wird. Beate Brem vom Institut für Medizinische Lehre an

der Universität Bern erklärt: «Medizin- und Pflegestudierende sowie angehende Hebammen lernen, auf Augenhöhe miteinander zu arbeiten.» Die Teilnehmenden würden somit bereits in einem frühen Ausbildungsstadium für die Optik der jeweils anderen Berufsgruppe sensibilisiert.

Angeleitet vom Tutor

Severin Fankhauser und David Wälti haben bisher kaum Erfahrung mit der Blutentnahme und dem Legen von peripheren Verweilkanülen gemacht. Deshalb steht Rafael Engel, Pflegestudierender am BZ Pflege im vierten Semester, an ihrer Seite. Er ist einer von vielen Lernenden, die sich im Rahmen des Projekts zum Tutor haben ausbilden lassen. Das

heisst, er verfügt über das nötige Wissen, um seine Studienkolleginnen und -kollegen im Training anzuleiten. Rafael Engel beobachtet jede Handlung von Severin Fankhauser genau. Dieser hat inzwischen die passende Einstichstelle gefunden und desinfiziert. «Es kostet Überwindung, das erste Mal zu stechen», bemerkt der Medizinstudent. Patient David Wälti hört zu – und fokussiert gespannt seinen rechten Arm. Fankhauser prüft mit einem letzten Blick, ob der Stauschlauch am Oberarm fixiert ist. Dann sticht er. Umgehend versichert er sich, ob beim Patienten alles in Ordnung ist. «Geht es?», fragt der Medizinstudent. «Man spürt es!», erwidert David Wälti. Offenbar hat

Autorin

Monika Bachmann ist freie Journalistin.
www.bachmann-kommunikation.ch

beim ersten Anlauf nicht alles einwandfrei funktioniert. Der Tutor ermutigt den Studierenden, es erneut zu versuchen und gibt ihm wertvolle Tipps.

Training schafft Vertrauen

Es sind genau diese Situationen, die das Projekt in den Augen der Verantwortlichen wertvoll machen: «Wer sich selbst in Ausbildung befindet, weiss, worauf es beim Lernen ankommt», sagt Noemi Schaffner von der BFH. Die Peercoaches würden den Kursteilnehmenden wertvolle Hinweise geben. Ausserdem, so Schaffner, sei der Umgang zwischen den Studierenden und den Tutoren ungehemmt, was sich positiv auf den Lernprozess auswirke.

An diesem Abend findet die Schulung im Lernbereich Training und Transfer des BZ Pflege statt. In Kleingruppen durchmischen sich die Auszubildenden aus verschiedenen Disziplinen, die teils einen unterschiedlichen Wissensstand mitbringen. In einem Bett liegt Laurent Sauvin, Pflegestudierender im dritten Semester, und mimt den Patienten. Er hat bereits ein Spitalpraktikum absolviert und verfügt deshalb über praktische Erfahrung. Die angehende Hebamme Linda Bassin hingegen wird in diesem Moment zum ersten Mal Blut entnehmen. Ihre Hände zittern ein wenig. «Du schaffst es», sagt Laurent Sauvin. Wenige Sekunden später

sichert die rote Flüssigkeit durch die Kanüle. Bassin ist erleichtert. Die beiden schätzen den interprofessionellen Erfahrungsaustausch: «Wir werden später in der Praxis zusammenarbeiten», meint Sauvin. Dieses Training schaffe Vertrauen.

Fixer Bestandteil der Ausbildung

Der gesamte Kurs besteht aus zwei Sequenzen. In der ersten Lektion lernen die Studierenden die Theorie und trainieren an Modellen. Im zweiten Teil vertiefen sie ihr Wissen und nehmen sich gegenseitig Blut. Aktuell beteiligen sich 590 Studierende am Unterricht, davon 250 von der Universität Bern, 215 vom BZ Pflege und 125 von der BFH. Aus dem Pilot ist inzwischen ein definitives Ausbildungselement geworden, das fixer Bestandteil der jeweiligen Curricula und somit prüfungsrelevant ist. Die Studierenden machen in diesem Rahmen erste Erfahrungen mit der interprofessionellen Zusammenarbeit – für Claudia Schlegel, Projektverantwortliche am BZ Pflege, ein unverzichtbares Element der Ausbildungen im Gesundheitswesen. Sie sagt: «Nur wenn die Kommunikation und Kooperation zwischen den Berufsgruppen optimal funktioniert, können die Herausforderungen im klinischen Alltag später im Sinne der Patientinnen und Patienten bewältigt werden.» ■

SAMW

Interprofessionalität wird ausgezeichnet



Der Zusammenschluss in der Ausbildung lohnt sich, das zeigt auch folgendes Beispiel: Die Schweizerische Akademie

der Medizinischen Wissenschaften hat die Universität Bern und das BZ Pflege mit einem SAMW-Award für das Projekt «Interprofessionelles Lernen in der Grundausbildung» ausgezeichnet. Im Rahmen des Projekts erhalten Studierende der Pflege und Medizin Einblicke in die Tätigkeit der jeweils anderen Berufsgruppe. Das Angebot wurde von Ulrich Woermann (Institut für Medizinische Lehre), Claudia Schlegel (BZ Pflege) und Gudrun Herrmann (Institut für Anatomie) gemeinsam entwickelt (im Bild von v.l.n.r.).

Kolumne

Granny goes digital

Kluge Köpfe haben längst entdeckt, dass die moderne Technik das Leben älterer Menschen massgeblich erleichtern kann. Bei der Digitalisierung der Senioren kennt die Kreativität kaum Grenzen: Sensoren auf dem Boden, die merken, wenn die Grossmutter gestürzt ist; Wäschekörbe, die melden, wenn sie überfüllt sind, oder Kühlschränke, die der Spitex direkt die optimale Einkaufsliste übermitteln, sind nur einige Beispiele. Dank neuen Technologien werden bei Problemen im Seniorenhaushalt automatisch die erforderlichen Pflegefachpersonen sowie die nächsten Angehörigen benachrichtigt. Hohe Kosten für Plätze in Pflegeheimen (von denen es sowieso zu wenig gibt) werden gespart, und es kommt zu weniger Komplikationen, was die Zahl der Hospitalisierungen senkt. So hilft die Digitalisierung unserer Grosseltern, die Kostenexplosion im Gesundheitswesen etwas abzdämpfen. Doch wie sieht es mit der Ethik aus? Kommen all diese Massnahmen nicht einer kompletten Überwachung gleich? Deine Tochter weiss nun immer, ob du pünktlich deine Tabletten nimmst und deine Wäsche machst. Ich finde nicht, dass uns das abschrecken sollte. Schliesslich steht für die meisten älteren Menschen die Autonomie über allem anderen. Sie wollen möglichst lange zuhause leben können. Auch wenn vielleicht ab und an mal ein nerviger Anruf der Tochter kommt, die sie darauf aufmerksam macht, dass die Milch im Kühlschrank sauer wird. Man kann ja immer noch selbst bestimmen, welche Gadgets man wirklich will und welche einem dann doch zu weit gehen.



Leandra Kissling

Leandra Kissling arbeitet als diplomierte Pflegefachfrau HF in einem Akutspital. Diese Kolumne widerspiegelt ihre persönliche Meinung rund um den Pflegeberuf und das Gesundheitswesen im Allgemeinen.